









































































































- STELLMACHER, DIETER (2011): Vorwort zum 8. Band des Niedersächsischen Wörterbuches. Neumünster: Wachholtz.
- TEUCHERT, HERMANN (1972): Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts. 2. Auflage mit Würdigung und Bibliographie des Verfassers. Köln/Wien: Böhlau (Mitteldeutsche Forschungen. 70).

Göttingen

DIETER STELLMACHER

WOLFGANG MÜLLER (2013): Wörterbuch deutscher Präpositionen. Die Verwendung als Anschluss an Verben, Substantive, Adjektive und Adverbien. Mit Unterstützung von KLAUS-RAINER MÜLLER und HEIDRUN MÜLLER-BRAUN bei der Internetrecherche sowie von GERTRAUT SNOEI bei der Sammlung von Belegen. 3 Bände. Berlin/Boston: Walter de Gruyter. 3.116 S. € 549,-

Präpositionen bilden als Synsemantika eine geschlossene Klasse von Wörtern mit dem ihr eigenen Charakteristikum der Rektion. Eine Gruppe der Präpositionen kann mehrere Kasus fordern. Die hochfrequenten, primären Präpositionen wie *an*, *auf*, *in*, *von* und *zu* können in der Nominalphrase viele unterschiedliche Bedeutungen tragen. Sie sind ein zentraler Bereich der Grammatikalisierungsforschung (EROMS 1991; DI MEOLA 2001; HUNDT 2001): Es besteht die Möglichkeit der Rektionsänderung (DI MEOLA 1999; ELTER 2005) und es gibt gar nicht so wenige neu entstandene, sekundäre Präpositionen (DI MEOLA 2001), insbesondere aus Präpositionalphrasen wie *auf Grund* > *aufgrund*, *mit Hilfe* > *mithilfe*, was sie zu einem orthographischen Problem und auch zu einem dankbaren Gegenstand der Sprachpflege und Sprachkritik hat werden lassen. Gerade in den letzten Jahren erschienene Publikationen zur deutschen Sprache zeigen, dass sie nicht nur ein Problem im Fremd- und Zweitspracherwerb darstellen. Die Breite der Forschung zeigt sich in den sprachübergreifenden Titeln der „Bibliographie-Datenbank: Präpositionen“ des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim, in die bis zum Jahr 2007 1.145 Titel eingepflegt wurden. Im Prinzip ist es ein Zugewinn, nach der „Grammatik der Präpositionen“ (KLAUS 1999), die sich mit von Verben geforderten Präpositionalphrasen beschäftigt, nun auch auf ein „Wörterbuch deutscher Präpositionen“ zugreifen zu können.

Das substantivische, adjektivische, verbale und adverbale Lemmata enthaltende „Wörterbuch deutscher Präpositionen“ ist ein „Ein-Mann-Unternehmen“ (S. LV), das Deutschlernenden und -lehrenden im weitesten Sinne als Nachschlagewerk bei Unsicherheiten im privaten und beruflichen Gebrauch dienen soll. Das Wörterbuch umfasst drei Bände (Bd. 1: S. I–LV, 1–1042, Bd. 2: S. 1043–2066, Bd. 3: S. 2067–3116). Makrostrukturell besteht das stattliche Werk aus einem eine Seite umfassenden „Kurzvorwort“ und einer „Einführung in den Gegenstandsbereich“ mit Informationen zur Genese, zum Aufbau des „über 5.500“ (S. IX) Artikel umfassenden Wörterbuchs mit insgesamt „mehr als 24.000“ mit einer Präposition eingeleiteten „Anschlussmöglichkeiten und Anschlusskombinationen“ (S. IX).

Das „Kurzvorwort“ (S. IX) hat rein werbende Funktion. Es informiert über die potentiellen Benutzer beziehungsweise die Zielgruppen (Nichtmuttersprachler, Muttersprachler, Lerner, Lehrer, Linguisten, Lexikographen, Autoren, Übersetzer, Redakteure). Später weist der Verfasser dezidiert darauf hin, dass das Wörterbuch nicht als ein Lernerwörterbuch (und auch nicht als ein Bedeutungswörterbuch) im engeren Sinn gedacht ist (S. XXVII). Anhand weniger Beispiele werden Desiderate in der Wörterbuchlandschaft aufgeführt. Das vorliegende Werk wird den deskriptiven Wörterbüchern zugewiesen, was mit dem Hinweis auf die Belegbeispiele gestützt wird. Ohne weitere Erläuterungen folgt ein exemplarischer Wörterbuchartikel (*Fundgrube*, *die*).

Im einführenden Teil werden alle Aspekte des „Kurzvorwortes“ noch einmal aufgegriffen und erweitert. Einleitend äußert sich MÜLLER sehr ausführlich zur Darstellung präpositionaler Anschlüsse in ausgewählten ein- und zweisprachigen Wörterbüchern der deutschen Gegenwartsprache. Ein wesentlicher Aspekt, der sich wie ein roter Faden durch den Text zieht, ist die Frage



des Standards. Es wird moniert, dass diese „in der Sprachdidaktik noch nicht angekommen zu sein scheint“ (S. XIII). Dabei wird immer wieder darauf hingewiesen, wie wichtig es sowohl für Muttersprachler als auch für Fremdsprachenlerner sei, nicht nur Informationen über die Sprachnorm, sondern auch Informationen zum Sprachgebrauch in Nachschlagewerken, wie eben in Wörterbüchern, vermittelt zu bekommen. Die Notwendigkeit der eigenen Arbeit untermauert der Verfasser mit Zitaten aus der Sekundärliteratur zu Lernerschwierigkeiten im Bereich Deutsch als Fremdsprache und weiter mit der Diskrepanz zwischen den gut dokumentierten Anschlüssen bei Verben und Adjektiven im Gegensatz zu der unzureichenden Darstellung bei Substantiven. Dies ist sicherlich dadurch erklärbar, dass die von Verben und Adjektiven geforderten Elemente den Status von Satzgliedern haben, die Elemente, die im substantivischen Umfeld hinzukommen aber stets Satzgliedteil-, also Attributstatus haben. Adverbien werden nicht gesondert angesprochen. Mit Bezug auf ULRICH ENGEL nennt MÜLLER die nach semantischen Kriterien ermittelbaren Attributtypen und Präpositionalergänzungen (S. XI–XII), bevor er auf das in der Theorie zu verortende Problem der Unterscheidung von Präpositionalattributen und (freien adverbialen) Angaben eingeht, das empirisch aufgrund des (weiteren) Kontextes nur in Ausnahmefällen relevant sein dürfte (S. XVI). Es befremdet, dass ein Autor, der sich für seine Darstellung explizit auf die Valenztheorie bezieht, Missverständliches, zum Teil grotesk Fehlerhaftes formuliert: „Präpositionalattribute können Ergänzungen oder Angaben sein.“ (S. XI) und später: „Angabe‘ wird in diesem Wörterbuch nicht im linguistischen Sinne gebraucht, sondern in seiner allgemeinen Bedeutung. Es verbindet die linguistischen Termini Ergänzung und Angabe“ (S. XV). Sehr begrüßenswert hingegen ist, dass in einem Print-Wörterbuch ein großer Raum für Belegbeispiele vorgesehen ist, wovon ein erster Eindruck bereits im „Kurzvorwort“ vermittelt wird. Damit hält MÜLLER sein Versprechen, im Gegensatz zu vielen anderen Wörterbüchern die Sprachwirklichkeit abzubilden und von erfundenen Verwendungsbeispielen abzusehen.

Allerdings fehlt eine Reflexion darüber, wie Sprachgebrauch angemessen abgebildet werden kann. Wird ein fünf-, zehn- oder fünfzigmaliges Vorkommen genauso bewertet wie ein hundert- und tausendfaches? Weisen mehr Belege zu einer Präposition darauf hin, dass diese häufiger verwendet wird? MÜLLER gibt, leider nur in ausgewählten Artikeln, insofern einen Hinweis, als er die am häufigsten vorkommende Verbindung durch einen Asterisk markiert (zum Beispiel S. 9 *abfassen* \*in). Was bedeutet es, wenn bei bestimmten Präpositionen nur Belege aus Tageszeitungen und diese gegebenenfalls nur für einen bestimmten Zeitraum (zum Beispiel S. 9 *Abenteuer*, *gegen*, 1996–2002), bei anderen Präpositionen Belege aus mehreren Kommunikationsformen/ Textsorten angegeben werden? Man könnte etwa vermuten, dass Lexeme in Kombination mit spezifischen Präpositionen dem „Zeitungsstil“ vorbehalten sind. Was bedeutet es, wenn der Verfasser nur „Kompetenzbeispiele“ anführt, so bei *abgucken* und *abkucken* (S. 18, 21), was mit den Symptomwerten „landschaftlich“ bzw. „landschaftlich, norddeutsch“ kategorisiert ist? Impliziert „umgangssprachlich“ bzw. „landschaftlich“ „norddeutsch“? Was bedeutet in Abgrenzung dazu der Symptomwert „mundartlich“ (zum Beispiel S. 518)? Handelt es sich bei den Verbvarianten mit einer *bei*- und einer *von*-Phrase immer um verschriftete/verschriftlichte Mündlichkeit? Die Schwierigkeiten, die sich nicht nur bei der Interpretation der Wörterbuchartikel ergeben, sondern auch beim Verfassen derselben mögen im Vergleich die Informationen des „Online-DUDENS“ demonstrieren: Unter (*ab*)*gucken* wird zum Gebrauch „umgangssprachlich“ angegeben, unter (*ab*)*kucken* „norddeutsch“. Weder das eine noch das andere Wörterbuch helfen dem Ratsuchenden, der sich überlegt, wie weit „landschaftlich“ greift bzw. für welche Landschaft(en) der Symptomwert Gültigkeit hat, noch, für welche Rezipienten die *gucken*- oder die *kucken*-Varianten adäquater sind. Dass es keinen Bedeutungsunterschied gibt, zeigen im DUDEN die Verweise von *abkucken* und *kucken* auf *abgucken* und *gucken*, bei MÜLLER die „Kompetenzbelege“ in den Artikeln *abgucken* und *abkucken*, die sich nur in Einzelllexemen unterscheiden. Die Beispiele weisen auf einen privaten, mündlichen Gebrauch. Artikel zu den Verben *gucken* und *kucken* hat der Verfasser des vorliegenden Wörterbuchs nicht, obwohl zu erwarten ist, dass *gucken* und *kucken* dieselben Präpositionen wie *schauen* fordern, für das ein Artikel vorliegt, nämlich *auf*, *nach* und *zu* (S. 1610–1611). Bei *schauen* wird „mehr süddeutsch oder gehoben im Unterschied zu *sehen*“

gucken/kucken“ (S. 1610) angegeben, was indirekt dafür spricht, dass *gucken* und *kucken* Artikelstatus hätten bekommen können, vielleicht sogar sollen. Bei *sehen* (S. 1726–1728) wird auf keines der drei anderen Verben verwiesen oder nur hingewiesen. An sich sind Verweisstrukturen vorhanden, so bei *fickerig* und *fickrich* auf *fickrig* (S. 518).

Eine Grundsatzfrage, die sich stellt, ist, ob die Google-Belege das Wörterbuch nicht eher abwerten als bereichern. Alle anderen Teilkorpora, auch die eigenen Exzerpte (die laut S. XX bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts zurückgehen), erscheinen insofern als deutlich bessere Quellen, als damit die Belege mehr oder weniger gut Textsorten oder Kommunikationsformen zugewiesen werden können, was alleine mit der Angabe „Google“ nicht gewährleistet ist. Die Kritik an Internet-Belegen und ihrer Validität wird zu Recht immer wieder geäußert (so SCHULZ 2011). Ein weiteres Manko, das alle Belegbeispiele betrifft, ist, dass der Verfasser sich dazu entschlossen hat, „[v]ereinzelte Rechtschreib-, Zeichensetzungs- [sic] oder Grammatikfehler in den Zitaten/Corpusbelegen [...] zu korrigier[en], damit die BenutzerInnen einen einwandfreien Text bekommen“ (S. XXVIII): Einerseits sind nun alle Belege nicht mehr als Originalbelege zitierbar, andererseits – und das wiegt im vorliegenden Fall besonders schwer – ist durch die Begründung das Konzept des Deskriptiven zu hinterfragen: Sollte nicht als „einwandfreier Text“ jeder Text gelten, der für einen spezifischen Rezipienten(kreis) mit einem spezifischen Ziel produziert worden ist? Was bedeutet beispielsweise die Korrektur von „Grammatikfehlern“? Ist darin die „Korrektur“ von Rektionen impliziert? Gerade bei einem so erfahrenen Lexikographen wie MÜLLER verwundert eine solche Entscheidung. Es ließe sich weiter fragen, ob nicht sogar die „Fehlerhaftigkeit“ von Beispielen ein Indiz dafür sein könnte, aus welchen Kontexten die Belege stammen (eher inoffiziell als offiziell, eher privat als öffentlich). Bei Einzelentscheidungen fehlen zum Teil hinreichende Begründungen. So wird zur Aufnahme von *als* und *wie* erklärt: „Berücksichtigt werden auch Anschlüsse mit ‚als‘ [...] und ‚wie‘ [...], denn ‚als‘ und ‚wie‘ werden in manchen Grammatiken auch unter präpositionalem Aspekt gesehen. Vom eigentlichen Thema abweichend wird ‚wie‘ auch als Vergleichspartikelanschluss aufgenommen – wegen der interessanten Bildhaftigkeit“ (S. XVI).

Die Ausführungen zur Erarbeitung der Wörterbuchartikel sind ausführlich und zeichnen die Einzelschritte der Artikelerstellung detailliert nach, wobei keine Informationen zur Lemmafähigkeit gegeben werden. Die Artikel sind nach einem einfachen Schema aufgebaut, nämlich: Stichwort (Lemma); „Leitpräposition“ (Valenzangabe); Bedeutungserklärung, Kompetenz- und/oder Belegbeispiele (Zitate) (S. XXIV). „Kompetenzbeispiel“ scheint ein Synonym für „Verwendungsbeispiel“ zu sein (S. XVIII: „Kompetenzbeispiele sind gekürzte, normierte Belegbeispiele.“). „Leitpräpositionen, korrelierende und präpositionsähnliche Verbindungen“ (S. XVIII, Anm. 16) sind unter anderem *im/in Hinblick auf* und *in Richtung*. Das ist insofern inkonsequent, als der Verfasser wenige Seiten vorher die Aufnahme von „präpositionalen Präpositionalphrasen (mit Rücksicht auf, in Hinsicht auf [...])“ (S. XX) ausschließt, wobei er relativierend hinzufügt, dass das kein Dogma sei. Damit stellt sich nun aber die Frage, aufgrund welcher Kriterien Ausnahmen zugelassen sind. Mehrere Bedeutungen für ein Stichwort werden aus pragmatischen Gründen nicht differenziert, sondern zusammengefasst dargestellt. Unterschieden wird hingegen bei mehreren Bedeutungen im präpositionalen Bereich, erst hinsichtlich der Valenz, dann hinsichtlich der Bedeutung. Symptomwerte werden angegeben, aber nicht systematisch, entweder zur Bedeutung des Lemmas (zum Beispiel S. 7 *abblitzen*) oder aber zu einer/mehreren Bedeutung(en) des Lemmas in Verbindung mit einer/mehreren Präposition/en (zum Beispiel S. 7–8 *abdrücken an/für* „umgangssprachlich“, *abdrücken in/von* ohne Symptomwert, *abdrücken zum* „Fußballjargon“ – zur Obligatorik der klitischen Form *zum* werden keine Informationen gegeben). Es ist grundsätzlich angestrebt, auf Besonderheiten hinzuweisen, was sich auch in den Angaben zur Normgerechtigkeit spezifischer präpositionaler Verbindungen zeigt oder zur Rektion zweigliedriger Komposita, wenn diese nicht vom Zweit-, sondern vom Erstelement ausgeht (zum Beispiel S. 15 *Abgabeverbot an*).

Die Einführung wird mit mehreren Verzeichnissen beschlossen. Das Abkürzungs- und Siglenverzeichnis ist für den Wörterbuchteil unabdingbar: Unter „Abkürzungen“ erscheinen allerdings nur neun Einträge, wovon vier die Abkürzungen der deutschen Kasus sind; Abkürzungen anderer

grammatischer Termini werden nicht aufgelöst. „MM“ (Mannheimer Morgen) wäre wohl besser bei den Siglen zu verorten. Ein Verzeichnis der Symptomwerte fehlt. MÜLLER fügt drei Statistiken mit prozentualen Anteilen zur Verteilung der präpositionalen Anschlüsse auf die Buchstaben des Alphabets ein, die aber nicht näher erläutert werden, und ein Literaturverzeichnis, das sowohl Angaben zu Primärtexten, die nicht abgekürzt sind, als auch Sekundärliteratur zur „Einführung“ enthält. Ein Dank und Schlussworte leiten zum Wörterbucheil über.

Die Lemmata reichen vom Adverb *ab* bis zum Substantiv *Zyklus*. Um einen Eindruck von der Gestaltung des Wörterbuchteils zu bekommen, soll der Artikel *ab* (S. 3) vorgestellt werden: Er ist nach dem Vorkommen mit unterschiedlichen präpositionalen Anschlüssen in sieben Abschnitte nach den „Leitpräpositionen“ (S. XXIV) *an, auf, hinter, in, nach, vor, zu* untergliedert. Jeder dieser Abschnitte beginnt mit Angaben zur syntaktischen Konstruktion, zu *ab* „ab an etwas (Akk.)“. Darauf folgen eine Paraphrase und unterschiedlich viele Belege, in denen die relevante Präposition mittels Fettdruck hervorgehoben ist. Beim Beleg *Ab an die Wärme* aus dem St. Galler Tagblatt mag man sich fragen, ob es einen Bedeutungsunterschied zu *Ab in die Wärme* gibt und auch, ob *ab* mit *an + X* besonders im schweizerdeutschen Raum verbreitet ist. Die Auffälligkeit, dass die Konstruktion immer satzartigen Charakter hat und dass sie in eher inoffiziellen Kontexten vorkommt, kann sich der Benutzer aus der Lektüre aller Beispiele erschließen, aber sicherlich nur, wenn er bereits über ein hohes Maß an Sprachkompetenz verfügt. Auch das nächste Stichwort, *abarbeiten*, weist sowohl mit der Präposition *an* als auch mit der Präposition *für* in den inoffiziellen oder mündlichen Bereich der Sprache, ohne dass darauf explizit hingewiesen würde, die Beispiele mit dem Anredepronomen *Sie* oder mit direkter Redewiedergabe spiegeln dies sehr wohl wider.

MÜLLER hat sein Ziel, ein deskriptives Wörterbuch vorzulegen, im besten Sinne erreicht, allerdings zu Lasten der potentiellen Benutzer: Diese müssen, wie schon gesagt, über eine hohe bis sehr hohe Sprachkompetenz bzw. ein gutes Sprachgefühl verfügen. Aufgrund der dem Leitprinzip der Deskription geschuldeten, recht ungefiltert in das Wörterbuch aufgenommenen Sprachdaten wären mehr und teilweise auch deutlichere Hinweise und Hilfen für Benutzer vonnöten, die das Nachschlagewerk aufgrund von stilistischen Unsicherheiten konsultieren.

Da MÜLLER in den „Schlussworten“ explizit formuliert, dass er „hofft und wünscht, dass innovative Kritiker in Rezensionen Kritikpunkte sachlich nennen werden“ (S. LV), soll an dieser Stelle angemerkt sein, dass Rezensionen ebenso wie die zugrunde liegenden Primärwerke nicht frei von Subjektivem, vom individuellen wissenschaftlichen Arbeiten geprägt sind, so dass manches erwähnenswerter angesehen wird als anderes, abgesehen davon, dass es nicht um die Gunst der Rezensenten, sondern allein um die Zufriedenheit der Benutzer gehen kann. Viele der unbeantworteten Fragen sollen nicht als Kritik gelten und eher dazu anregen, bei einer Neuauflage zumindest im einführenden Teil Antworten zu geben: Es liegt auf der Hand, dass in einem beschränkten Umfang in einem begrenzten Zeitraum nicht alles Erdenkliche, nicht einmal alles Wünschenswerte angemessen bedacht werden kann.

MÜLLERS großer, nicht zu überschätzender Verdienst ist es, ein Wörterbuch zu einer schwierigen Wortart vorzulegen, die in den bisher zur Verfügung stehenden Wörterbüchern nicht hinreichend behandelt wird. Es bietet (Beleg-)Beispiele in einer Quantität, die selbst in umfangreichen gedruckten Allgemeinwörterbüchern nicht unbedingt zu erwarten ist. Aber: Aufgrund des Umfangs, der sich auch im Preis widerspiegelt, erscheint es recht unrealistisch, dass es von der Mehrheit der angedachten Benutzer(gruppen) erworben wird. Für eine wünschenswerte Studienausgabe des „Wörterbuchs der Präpositionen“, insbesondere für Lerner des Deutschen als Fremd- und Zweitsprache, sollte es ausreichen, standardsprachliche Kombinationen aufzunehmen. Noch Lernern auf C1-Niveau dürfte es schwer fallen, allein aufgrund der vielen Belegbeispiele alle Feinheiten der Diasysteme des Deutschen zu erfassen und insbesondere für den eigenen Sprachgebrauch nutzbar zu machen. Sehr hilfreich, gerade auch mit Blick auf die „Grammatik der Präpositionen“, wäre ein Register aller im Wörterbuch behandelten Präpositionen, gegebenenfalls nach den regierenden Wortarten und der Semantik der Präpositionen differenziert. Des Weiteren wären mehr Verweisstrukturen zwischen den einzelnen Artikeln wünschenswert.

## LITERATUR

- Bibliographie-Datenbank: Präpositionen. URL: <<http://www1.ids-mannheim.de/gra/projekte/konnektoren/p-anfrage.html>>, Stand: 01.02.2014.
- DI MEOLA, CLAUDIO (1999): *Entgegen, nahe, entsprechend und gemäß*. Dativpräpositionen mit Genitivrekktion. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 27, 344–351.
- DI MEOLA, CLAUDIO (2001): Vom Inhalts- zum Funktionswort: Grammatikalisierungspfade deutscher Adpositionen. In: Sprachwissenschaft 26, 59–83.
- DUDEN online. URL: <<http://www.duden.de/rechtschreibung/>>, Stand: 01.02.2014.
- ELTER, IRMGARD (2005): Genitiv versus Dativ. Die Rektion der Präpositionen *wegen, während, trotz, statt und dank* in der aktuellen Zeitungssprache. In: SCHWITALLA, JOHANNES / WERNER WEGSTEIN (Hg.): Korpuslinguistik deutsch: synchron – diachron – kontrastiv. Würzburger Kolloquium 2003. Tübingen: Niemeyer, 125–135.
- EROMS, HANS-WERNER (1991): Valenzgebundene Präpositionalkonstruktionen im Deutschen. In: HARWEG, ROLAND / SHOKO KISHITANI / MAXIMILIAN SCHERNER (Hg.): Die deutsche Sprache – Gestalt und Leistung. Hennig Brinkmann in der Diskussion. Zu seinem neunzigsten Geburtstag. Münster: Nodus, 39–54.
- HUNDT, MARKUS (2001): Grammatikalisierungsphänomene bei Präpositionalobjekten in der deutschen Sprache. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 29, 167–191.
- KLAUS, CACILIA (1999): Grammatik der Präpositionen. Studien zur Grammatikographie. Mit einer thematischen Bibliographie. Frankfurt a. M. [u. a.]: Lang (Linguistik International. 2).
- SCHULZ, MATTHIAS (2011): Rezension zu QUASTHOFF, UWE (2007): Deutsches Neologismenwörterbuch. Neue Wörter und Wortbedeutungen in der Gegenwartssprache. Berlin/New York: Walter de Gruyter. In: Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Sprachwissenschaft 3, 109–113.

Bonn

CLAUDIA WICH-REIF

TOM F. H. SMITS (2011): Strukturwandel in Grenzdialekten. Die Konsolidierung der niederländisch-deutschen Staatsgrenze als Dialektgrenze. Stuttgart: Steiner. 360 S. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 146). € 53,-

Der deutsch-niederländische Grenzraum hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einem fruchtbaren Laboratorium für die Erforschung des Einflusses der Staats- und damit Standardsprachen-Grenze auf die Dialekte eines ehemaligen grenzüberschreitenden Dialektkontinuums entwickelt. Die einschlägigen Titel in dem umfangreichen Literaturverzeichnis des hier besprochenen Buches legen davon ein beredtes Zeugnis ab. Folgt man der traditionellen dialektgeographischen Gliederung, kann man sogar drei ehemals grenzenlose Dialekträume unterscheiden, die von der deutsch-niederländischen Grenze zwischen Emden und Aachen durchschnitten werden: ein niederdeutscher im nördlichen, ein niederfränkischer im mittleren und ein mittelfränkischer im südlichen Teil des Grenzgebiets. Die vorliegende Antwerpener Dissertation ist im Süden des niederdeutschen Gebiets zu situieren, genauer in den beiden Orten Winterswijk im so genannten geldrischen Achterhoek und Vreden im Westmünsterland. TOM SMITS schließt damit geographisch und auch thematisch an die drei Jahrzehnte zuvor erschienene Dissertation seines Doktorvaters LUDGER KREMER an, der mit seinen „Grenzmundarten und Mundartgrenzen. Untersuchungen zur wortgeographischen Funktion der Staatsgrenze im ostniederländisch-westfälischen Grenzgebiet“ (1979) einen der ersten Meilensteine in der deutsch-niederländischen Sprachgrenzforschung gesetzt hatte. Hatte KREMER anhand des mundartlichen Wortschatzes das Auseinanderwachsen der Dialekte beiderseits der Grenze nachgewiesen, so liefert nun SMITS in seiner Studie erstmals umfangreiche Zahlen für den „Strukturwandel bzw. -verlust auf der phonologischen, morphologischen und syntaktischen Ebene“ (S. 18). Neben diesen strukturlinguistischen Aspekten werden aber auch Fragen nach dem Funktionswandel und -verlust der Mundart untersucht, die zu wichtigen soziolinguistischen Ergebnissen führen.

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXXI. Jahrgang, Heft 1 (2014)  
© Franz Steiner Verlag Stuttgart

Urheberrechtlich geschütztes Material. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitungen in elektronischen Systemen.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2015

Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Überlegung, dass die fortwährende Interferenzwirkung übergeordneter Varietäten „zu dauerhafter Transferenz, d. h. Strukturverlust“ führt (S. 45). Mit Blick auf den unterschiedlichen strukturellen Abstand zwischen Standardsprache und Dialekt auf beiden Seiten werden drei „linguistische Haupthypothesen“ formuliert, wonach zu erwarten ist, dass erstens der dialektale Funktionsverlust auf deutscher Seite größer ist als auf der niederländischen, dass aber umgekehrt zweitens der dialektale Strukturverlust auf deutscher Seite geringer ausfällt als auf der niederländischen. Drittens wird damit die Staatsgrenze auf der Ebene der Dialekte zu einer strukturellen Bruchlinie. Den beiden ersten Haupthypothesen werden jeweils zwei „soziolinguistische Pendants“ zur Seite gestellt, die besagen, dass der dialektale Funktionsverlust (Hypothese 1 a+b) wie auch der dialektale Strukturverlust (Hypothese 2 a+b) bei den älteren bzw. männlichen Informanten jeweils geringer ist als bei den jüngeren bzw. weiblichen Informanten. Die Daten basieren auf der schriftlichen und mündlichen Befragung von 40 „routinierten“ Dialektsprecherinnen und -sprechern, von denen jeweils 20 die Merkmale „aus Vreden/aus Winterwijk, männlich/weiblich, jung (45-)/alt (55+)“ (vgl. S. 47–50) besitzen. Besonders wichtig ist die Unterscheidung in zwei Altersgruppen, die im Durchschnitt 30 Jahre auseinanderliegen und damit eine Apparent-Time-Wahrnehmung von Sprachwandel möglich machen.

Basis der linguistischen Analyse sind 27 Variablen (neun phonologische, zehn morphologische und acht syntaktische), in denen sich die untersuchten Dialekte entweder von beiden oder von einer der beiden Standardsprachen unterscheiden. So unterscheiden sich beispielsweise beide Dialekte bei Wörtern mit wgm. *ü* von den Standardsprachen (*muus* im Dialekt stehen standardsprachlich *muis* bzw. *Maus* gegenüber), bei der *e*-Apokope stehen beide Dialekte mit der deutschen Standardsprache dem Niederländischen gegenüber (*Lampe* vs. *lamp*), bei der Artikulation von anlautendem *g* in Wörtern wie *Geld* oder *gut/goed* nehmen beide Dialekte die Position des Niederländischen mit einem geriebenen Anlaut gegenüber dem standardsprachlichen Verschlusslaut im Deutschen ein.

Die detaillierte Analyse der 27 Variablen nimmt in drei zentralen Kapiteln mit über 180 Seiten mehr als die Hälfte des Buches ein. Dabei handelt es sich in jedem einzelnen Fall um eine vorbildliche Detailstudie, die mit einer Beschreibung der Problemstellung und der laut- bzw. formgeschichtlichen Entwicklung beginnt sowie die Belege aus allen einschlägigen Dialektgrammatiken, -wörterbüchern und -atlanten mitteilt, bevor sie zu einer sorgfältigen Vorstellung und Bewertung der eigenen Erhebungsdaten kommt. Auch wenn man das eigentliche Ziel der Arbeit sicherlich in der noch zu besprechenden Überprüfung der Hypothesen und den daraus zu ziehenden Schlussfolgerungen sehen wird, so kommt diesem Mittelteil der Wert eines überaus nützlichen grammatischen Kompendiums zu.

Die Überprüfung der strukturellen Hypothesen liefert im siebten Kapitel eine Zusammenfassung der zuvor herausgearbeiteten Einzelbefunde für die strukturbezogenen Hypothesen. Dabei überrascht es nicht, dass die meisten der zu Beginn formulierten Thesen durch die Untersuchung bestätigt werden. Der vorhergesagte altersbedingte Strukturverlust (Hypothese 2a) erweist sich in allen drei Bereichen als statistisch signifikant, wobei „sich die Phonologie als stabilste der drei Sprachebenen“ mit dem geringsten Apparent-Time-Rückgang (drei Prozent) erweist (S. 250). Als besonders anfällig für Strukturverlust erweist sich dagegen der Bereich der Morphologie, in dem der Anteil der dialektalen Marker im Generationenvergleich um neun Prozent abnimmt. Die Syntax nimmt mit einem Strukturverlust von fünf Prozent eine Mittelstellung ein. Anders als beim Kriterium „Alter“ kann die genderbezogene Hypothese 2b, die einen stärkeren Strukturverlust bei Frauen als bei Männern vorhergesagt hatte, nicht statistisch signifikant belegt werden. Demgegenüber trifft die Haupthypothese 2, dass auf deutscher Seite ein geringerer Strukturverlust als auf der niederländischen anzunehmen ist, wiederum zu.

Die Beschreibung und Überprüfung der funktionalen Hypothesen zeigt, dass sich auch diese in den meisten untersuchten Situationen als zutreffend erweisen. Das heißt der Funktionsverlust des Dialekts ist im Allgemeinen bei den Älteren geringer als bei den Jüngeren, bei den Männern geringer als bei den Frauen und auf niederländischer Seite geringer als auf der deutschen.

Die Tatsache, dass die strukturelle und die funktionale Haupthypothese bestätigt wurden, führt SMITS zu dem Schluss, „dass die Mundart in der Grenzstadt Winterswijk zwar strukturell stärker beeinträchtigt ist als die ursprünglich sehr verwandte Mundart jenseits der Grenze, dass aber der Vredener Dialekt trotz seiner größeren Stabilität funktional eingeschränkter ist“ (S. 296). Als Grund für diesen zunächst vielleicht paradox anmutenden Befund sieht SMITS zutreffenderweise die unterschiedliche Varietätenstruktur auf beiden Seiten der Grenze. Während wir es auf der niederländischen Seite mit einem nahtlosen Übergang vom Dialekt bis zum strukturell nah verwandten Standard zu tun haben, impliziert die Kombination des niederdeutschen Dialekts mit der hochdeutschen Standardsprache auf deutscher Seite die Notwendigkeit eines Sprach- oder Kodewechsels. Die strukturelle Distanz schmälert aber die Interferenzmöglichkeiten und sorgt damit auch für eine höhere Stabilität des Vredener Dialekts gegenüber dem der Nachbarstadt Winterswijk. Damit wird auch die dritte Haupthypothese, dass sich die Staatsgrenze auch auf dialektaler Ebene zu einer Bruchstelle entwickelt, verifiziert und die im Untertitel dieser vorbildlichen Studie postulierte „Konsolidierung der niederländisch-deutschen Staatsgrenze als Dialektgrenze“ nachdrücklich bestätigt.

## LITERATUR

KREMER, LUDGER (1979): Grenzmundarten und Mundartgrenzen. Untersuchungen zur wortgeographischen Funktion der Staatsgrenze im ostniederländisch-westfälischen Grenzgebiet. Köln/Wien: Böhlau (Niederdeutsche Studien. 28).

Duisburg-Essen

HEINZ EICKMANS

DANIEL SOLLING (2012): Zur Getrennt-, Zusammen- und Bindestrichschreibung von Substantivkomposita im Deutschen (1550–1710). Uppsala: Elanders. 338 S. (Acta Universitatis Upsaliensis. Studia Germanistica Upsaliensia. 57).

Das Problem der graphischen Darbietung von benachbarten Substantiven (dies gilt in abgewandelter Form auch für andere Wortarten) durch Getrennt- und Zusammenschreibung verbunden mit der Frage nach der kognitiven Deutung als grammatische Konstruktion beziehungsweise als Kompositum sowie die auffällig inflationäre Nutzung von Bindestrich-Formen im 16. Jahrhundert wird seit Langem in der Forschung diskutiert. Insofern ist das Thema der Uppsalaer Dissertation keineswegs überraschend neu, wohl aber der gewählte Zugriff auf das Thema und dessen Behandlung. Bisherige Aussagen zu dem oben genannten Komplex basieren eher auf Zufallsbeobachtungen anhand geringer Datenmengen. Eine Darstellung des Gegenstandes auf der Basis eines breit angelegten und zeit-räumlich strukturierten Korpus war überfällig. Hier schließt die Studie eine große Lakune.

Die Datenbasis ist mit 249 Predigten aus rund 170 Jahren (1545–1716) beachtlich. Dass der Verfasser ausschließlich auf Originaldrucke zurückgreift, kann bei einer graphematisch ausgerichteten Studie zwar als selbstverständlich betrachtet werden, ist aber dennoch hervorzuheben, da sich die Arbeit mit Originalen immer noch nicht als allgemeiner Standard historischer Sprachforschung durchgesetzt hat. Die Beschränkung auf eine Textsorte (Predigten in Postillen) und dabei – enger noch – auf Predigten jeweils zum ersten/vierten Advent ist methodisch für einen ersten Zugriff gut; sie erleichtert die diachrone und diatopische Vergleichbarkeit der Texte, da zunächst von Einflüssen der Textsorte abstrahiert werden kann. Die Korpusstruktur unterscheidet sechs Großräume (Ost-, West- und Nordoberdeutsch; Ost-, Westmitteledeutsch und Norddeutsch), wobei die Einbeziehung des häufig ausgeschlossenen Norddeutschen besonders erfreulich ist. Die diachrone Struktur enthält sechs Zeitschnitte, wobei „Schnitt“ hier nicht „Zeitraum“ bedeutet,

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXXI. Jahrgang, Heft 1 (2014)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

Urheberrechtlich geschütztes Material. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitungen in elektronischen Systemen.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2015

sondern feste Jahresdaten mit einem Streubereich von circa  $\pm 10$  Jahren bezeichnet: 1550, 1570, 1600, 1620, 1660, 1710.

Methodisch geschickt grenzt der Verfasser den Gegenstand „Substantivkomposita“ ein und folgt dabei der inzwischen weithin akzeptierten, aber wohl kaum je zu beweisenden Vorstellung, dass auch (noch) getrennt geschriebene Substantivkomplexe unter bestimmten Voraussetzungen bereits als Komposita aufgefasst werden können. Untersuchungen zum Übergang von Getrennt- und Zusammenschreibungen von Substantiven stoßen dabei immer auf das Problem der ambivalenten Formen bei nicht zusammengescribenen Komplexen: Handelt es sich noch um eine Konstruktion mit einem pränominalen Genitivattribut oder bereits um ein Kompositum (wie zum Beispiel *der sunnen schein*)? SOLLING minimiert solche ambivalenten Formen („Zweifelsfälle“) mit Hilfe eines zweistufigen Verfahrens im Anschluss an VLADIMIR PAVLOV (1983): 1. formalgrammatisch (wie die Rahmenkonstruktion von Determinator und Zweitglied) und 2. kontextsemantisch

wenn sich das Erstglied des aktuellen substantivischen Wortkomplexes auf eine Gattung von Objekten (sprich: eine semantische Verallgemeinerung) bezieht, wird dieser Fall als ein getrennt geschriebenes Substantivkompositum gewertet. Bezieht sich das Erstglied dagegen auf einen Einzelgegenstand oder mehrere Einzelgegenstände, wird der Fall als ein vorangestelltes Genitivattribut betrachtet (S. 65).

Die (wenigen) verbleibenden Fälle werden für die weitere Untersuchung ausgeschlossen.

Das Datenmaterial von über 6.400 Belegen wird ausführlich unter diachronen, diatopischen, konfessionellen, graphematischen (Groß-/Kleinschreibung), flexionsmorphologischen und onomasiologischen Gesichtspunkten analysiert und dargestellt. An späterer Stelle wird die Entwicklung ausgewählter Komposita detailliert vorgeführt. Die wichtigsten Ergebnisse in Kürze: Zusammenschreibung bei eigentlichen Komposita ist von Beginn des Untersuchungszeitraums an mit weit über 90 Prozent dominant; die uneigentlichen Komposita werden ebenfalls häufiger zusammengescriben, aber deutlich seltener als die eigentlichen. Die diachrone Entwicklung zeigt eine Zunahme der Zusammenschreibung zumindest bis in die 1620er Jahre (danach gibt es eine wichtige Veränderung, siehe unten). Die regionalen und konfessionellen Unterschiede sind eher gering ausgeprägt. Die Schreibung einzelner Substantivkomposita ist in den jeweiligen Zeitschnitten relativ stabil und die verschiedenen Drucke desselben Textes zeigen nur geringe Varianz. Die Ergebnisse bestätigen, differenzieren und variieren die bisherigen Annahmen leicht und stellen unser Wissen in diesem Bereich auf eine solidere Basis.

In einem Fall sind die Ergebnisse der Untersuchung jedoch geeignet, bisheriges Wissen um ein gutes Stück zu erweitern. Die diachrone Darstellung zeigt deutlich, dass der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts inflationär ansteigende Gebrauch des Bindestrichs (in der Regel als Fraktur-Doppelbindestrich) nicht nur – wie bisher meist vermutet – eine Übergangsform zur späteren Zusammenschreibung darstellt. Die Bindestrichschreibung steht offensichtlich nicht nur für den Übergang, für Kompromiss und vorsichtige Halbherzigkeit, denn dann dürften die Bindestrich-Belege ausschließlich auf Kosten der Getrenntschreibungen zunehmen. Sie nehmen vielmehr, wie Tabelle 18 (S. 123) und die Darstellung deutlich zeigen, weitaus stärker auf Kosten der Zusammenschreibungen zu. Dies bedeutet, dass – aus welchen Gründen auch immer – eine zumindest graphisch symbolisierte Re-Analyse im wörtlichen Sinne stattfindet, wobei die uneigentlichen Zusammensetzungen jeweils einen weit höheren Anteil an Bindestrichschreibungen aufweisen als die eigentlichen. Dass es sich hierbei nicht (nur) um eine Verzerrung der Ergebnisse durch zunehmende Belegzahlen an uneigentlichen und neuen ungewöhnlichen Komposita handelt, sondern die Entwicklung durchaus auch die seit Jahrhunderten vorhandenen und lexikalisierten Komposita einschließt, zeigen die Daten der Einzelwortstudien (etwa zu *Schuchriemen* oder *Predigampt*).

Diesen sehr interessanten Befund vertieft der Verfasser leider nicht, sondern verbleibt weitgehend auf der Oberfläche und arbeitet mehr mit bisherigen Vermutungen als mit handfesten Ergebnissen über die Ursachen („Faktoren“) dieser Entwicklung. Die Annahmen sind: 1. Übernahme des Doppel-Bindestrichs aus dem Französischen als Modeerscheinung, 2. Hervorhebung von Einzelwörtern durch die weit verbreitete Stammwort-Diskussion und 3. noch nicht festgelegte

Zusammenschreibung uneigentlicher Komposita. Zumindest die drittgenannte Ursache ist isoliert betrachtet vor dem Hintergrund der zusammengestellten Daten wenig überzeugend, da nicht nur die uneigentlichen, sondern (wenn auch in etwas geringerem Maße) auch die eigentlichen Komposita von der Entwicklung erfasst werden. Die beiden anderen Erklärungsversuche sind – insbesondere, wenn sie, wie von SOLLING vermutet, zusammenspielen – ernster zu nehmen. Einfluss des Französischen wurde bereits von VIRGIL MOSER (1949, 440) im Anschluss an MAX HERMANN JELLINEK (1896, CXLIX) angenommen, doch bemerkt SOLLING zu Recht, dass es lediglich um die grundsätzliche Übernahme des Bindestrichs als Verfahren geht, da die Substantivkomposita im Französischen erst viel später ihre Ausgestaltung erfahren und der von JELLINEK als Entlehnungsinstanz angeführte PAUL SCHEDE MELISSUS nur 33 Substantivverbindungen mit Bindestrich versteht (von 312 Belegen mit Bindestrich insgesamt). Für den Einfluss der Stammwort-Diskussion gibt es zwar ebenfalls keine belastbaren Hinweise, da – wie SOLLING wiederum zu Recht betont – die Grammatikographie jener Zeit häufig lediglich Formulierungen eines bereits gut belegten Usus vornimmt. Dennoch spricht einiges für die Vorstellung, dass die Bindestriche (einmal als Mittel bekannt) genutzt werden, um die relative Selbständigkeit der einzelnen Bestandteile von Komposita zu markieren, etwa zur Unterstützung des Leseverstehens (dazu besonders JOHANNES ERBEN 2007). Und hier dürften wohl wiederum mehrere Faktoren zusammenspielen, die zum Teil auch bereits bekannt sind: die systematischere Trennung am Zeilenende, die systematische Großschreibung der Substantive (hier verhindert die Bindestrichschreibung die Binnengroßschreibung [*Hofhaltung*]), die Tendenz zu Reihungen, wobei dann das letzte Kompositum ebenfalls mit Bindestrich versehen wird (*ein Augustiner= vnd Nonnen=Closter, Haupt= oder Pfarr=Kirchen, Liebes=Stats=Helden= und Hirten=Geschichten*), die Markierung von Ad-hoc-Bildungen (*Wunder=Nasen*) sowie die Möglichkeit, die Einzelglieder durch Trennung der Komposita zu betonen, etwa in Wortspielen (*ein verteuftelter=Scherg, ein vershergter=teuffel, ein Teuffels=Scherg, Ein mit=einen=Schergen=besessener Teuffel*. HANS MICHAEL MOSCHEROSCH, *Gesichte*, Straßburg 1650, 12).

Was die Studie in diesem Zusammenhang vermissen lässt, ist eine kritische Reflexion der zugrunde gelegten Textsorte „Predigt“. Predigten sind auch in geschriebener, selbst in gedruckter Form, niemals ganz aus ihrer konzeptionellen Mündlichkeit zu lösen. Gerade in der Mündlichkeit tritt das intentionale Element der Beschwerung des Erstgliedes einer Komposition deutlich zutage. Hier erscheint eine Markierung bei der Verschriftlichung beziehungsweise bei der Drucklegung für das Leseverstehen besonders wichtig. Deshalb wäre es nicht uninteressant, die jeweiligen Kontexte der Bindestrichschreibungen bei ihrer Bewertung stärker zu berücksichtigen.

Wenn zu dem Thema der Studie auch noch nicht das letzte Wort gesprochen ist – SOLLING selbst entwirft im Ausblick ein ganzes Spektrum von Themen für weitere Forschungen – vermittelt sie doch einen erheblichen Wissensfortschritt, an dem sich die zukünftige Forschung zu orientieren hat.

#### LITERATUR

ERBEN, JOHANNES (2007): Die Tendenz zum Aufbau mehrgliedriger Wörter im Deutschen und Versuche, die wortinterne Gliederung lautlich oder graphisch zu verdeutlichen. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 126, 111–118.

JELLINEK, MAX HERMANN (Hg.) (1896): Die Psalmenübersetzung des Paul Schede Melissus (1572). Halle: Niemeyer (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. 144–148).

MOSCHEROSCH, HANS MICHAEL (1650): *Gesichte*. Straßburg 1650.

MOSER, VIRGIL (1949): Deutsche Orthographiereformen des 17. Jahrhunderts. II. Teil. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 71, 386–404.

PAVLOV, VLADIMIR M. (1983): Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache im Bereich der Wortbildung (1470–1730). Von der Wortgruppe zur substantivischen Zusammensetzung. Berlin: Akademie Verlag (Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. 56. 6).

Bochum

KLAUS-PETER WEGERA



THOMAS STOLZ / CORNELIA STROH / AINA URDZE (2011): *Total Reduplication. The Areal Linguistics of a Potential Universal*. Berlin: Akademie Verlag. XVI, 620 S. (Studia Typologica. 8). € 128,-

The focus of this rich volume is total reduplication, that is, reduplicative constructions where one finds two copies of the same element appearing adjacent to each other in a way prescribed by the grammar of a language, as opposed to representing mere repetition.<sup>1</sup> To pick one example, in Swahili, total reduplication of an adjective can be used to code plurality of the noun it modifies (p. 3) rather than merely emphasizing its semantics. The book's title both oversells and undersells its content. On the one hand, its areal focus is limited to Europe. While examples are drawn from languages beyond the continent, one will not find a global-scale survey of the sort that has become familiar since the publication of HASPELMATH et al. (2005). On the other hand, there is much more than areal linguistics here. Extensive attention is given to methodological issues, the literature review brings interesting older work to light, and, most importantly, the book convincingly demonstrates that the understudied phenomenon of total reduplication should be brought solidly into the fold of linguistic patterns worthy of descriptive and typological attention as part of grammatical "canon". This last point is especially significant given that recent decades have seen much more attention paid to partial reduplication than total reduplication.

The structure of the book largely mirrors the stages of investigation and discovery that take place over the course of a multi-year project rather than emphasizing specific research results, giving it more the feel of a (massively) extended project report than a typical academic monograph. Its overall orientation is strongly functional-typological, though the richness of its coverage will mean that linguists of any theoretical persuasion should find something of interest here, as well those specializing in morphology, syntax, semantics, and historical linguistics, among other subdisciplines.

The presentation is divided into four parts, some consisting of multiple chapters. The first part, comprising about a third of the book, is devoted to the question of how to approach total reduplication from an analytical perspective, and the discussion is far ranging. There is good reason for this. On the one hand, compared to other grammatical phenomena, total reduplication superficially appears trivial in nature, and the authors take great care to explain its importance. Indeed, there has been a historical prejudice against the phenomenon as something characteristic of "simple" societies or less educated speakers (p. 98–99). On the other hand, the lack of clear-cut formal coding associated with total reduplication makes it difficult to pin down just what counts as an instance of it. For instance, should the first two words in a phrase like "very very bright" (p. 22) in English count as an instance of total reduplication or just as a double application of a modifier? Ultimately, the authors invoke flexible devices, such as prototypes (p. 69) and grammaticalization chains (p. 147) to delineate the phenomenon in a manageable way. The discussion in this part of historical approaches to reduplication (stretching back to the nineteenth century) and of how reduplication fits into models of grammaticalization are particularly valuable additions to the literature. The tone here, as well as in much of the rest of the book, is often quite critical but, at the same, the authors consistent presentation of novel observations helps to offset any negativity.

The second part of the book is an extended investigation into total reduplication in Maltese, serving as a case study that provides context for the typological investigation to follow. The choice of language is largely practical in nature: It exhibits enough instances of total reduplication, with varying analytical complications, to make it informative, and the authors also have significant previous experience with the language. The study is divided into two major sections, a relatively short one giving a quantitative overview of the patterning of total reduplication as found in a Maltese corpus, and a longer one covering the distribution of total reduplication across word

<sup>1</sup> In terms of coverage, this book is unusually expansive, and it is impossible to fully address the whole range of its content in a single review. Interested readers will find discussion of additional points in several other reviews that have already been published in KIM (2012), KALLERGI (2013), and ZRIBI-HERTZ (2013).

classes, the extent to which there is evidence for phonological or morphosyntactic constraints on its appearance, and its various functions.

The third, and longest, part of the book investigates the distribution of total reduplication in Europe, contrasting its results with those of the typological study of RUBINO (2005), which found much less reduplication in Europe than reported here. As with the Maltese case study, the discussion is divided into quantitative and non-quantitative sections. The primary database from which the results are derived involves parallel corpora based on existing translations of “Le Petit Prince” and the first book in the “Harry Potter” series. Parallel text typology represents a relatively new method of exploring cross-linguistic patterns (see CYSOUW / WÄLCHLI 2009), and its application is especially appropriate here given that discussion of total reduplication is not a standard part of grammatical descriptions and that it is relatively easy to detect on the basis of textual data alone. A truly impressive amount of data was considered. For instance, over 100 European languages were part of the “Le Petit Prince” corpus, including many nonstandard varieties (p. 342).

The quantitative results of the typological investigation show significant variation in type and token frequency of total reduplication across languages in the sample, but there is still a clear general pattern: Total reduplication is avoided, if not entirely absent, in the north and center of Europe, especially in Germanic and Baltic, and, to a lesser extent, Slavic. Total reduplication is prominent in the east and south of Europe (which, in this survey, includes languages found outside of the area that is most often treated as “European”, such as Kurdish, Kazakh, and Udmurt). Romance is noteworthy for being divided across the two classes with, for instance, French avoiding total reduplication, but not Italian (p. 416). The quantitative figures are not subjected to sophisticated statistical testing, but the extent of the descriptive statistics presented is nevertheless impressive.

Parallel to the Maltese case study, the non-quantitative part of this section considers how total reduplication is distributed across word classes, constraints on where it is employed, and the functions it encodes, which include, for instance, intensification and extension in time and space (p. 458). The empirical basis of this discussion is expanded beyond parallel texts to include, among other things, information from available descriptions.

The comparatively short final section of the book situates its empirical results in a wider theoretical and analytical context. Among other things, total reduplication is compared to constructions involving coordination of identical conjuncts, and the issue of whether or not reduplication should be considered an instance of copying or doubling of two like elements is given attention. Possible explanations for the areal patterning of total reduplication in Europe are also considered, with HEINE / KUTEVA’S (2006) model of contact-induced language change singled out as useful for explaining its specific grammatical character (p. 536) and languages of the Middle East suggested as being responsible for its spread into the southern and eastern parts of Europe (p. 534). In addition, a theme from the first section is reconsidered: how does total reduplication fit into existing notions of language universals? The authors examine the intriguing possibility that the phenomenon represents a new category, the latent universal, describing a grammatical pattern which could be realized straightforwardly in any language, even if it happens not to be (p. 540).

It seems necessary to conclude this review with some warnings about the book’s readability. The discussion often feels somewhat circuitous, giving the impression that the authors attempted to write down everything they discovered about total reduplication rather than paring down the treatment to the essential points. Editorial aspects also leave much to be desired. Typos and unidiomatic English are not uncommon, tables are not always clearly explained, maps lack captions and are presented as language name abbreviations scattered on the page rather than being overlaid onto an outline of Europe, and passages are given in various languages other than English without translations (though, fortunately, their core content is usually discernible from the following discussion). At the same time, there is a sense in which the lack of “tight” editing is a strength of this book. Too often, scholarly outputs focus on the showcase results of a project, and we never learn of the many interesting intellectual meanderings that researchers had to undertake to arrive at those results. While this expansive format would not be appropriate in all cases, it seems fitting here, since this is a work that seeks not merely to explore the relatively narrow topic of the

areality of total reduplication but also to establish that it is a grammatical phenomena meriting much more serious consideration in the future. It does this quite convincingly.

## REFERENCES

- CYSOUW, MICHAEL / BERNHARD WÄLCHLI (2009): Parallel texts: Using translational equivalents in linguistic typology. In: *Sprachtypologie und Universalienforschung* 60, 95–99.
- HASPELMATH, MARTIN / MATTHEW DRYER / BERNARD COMRIE / DAVID GIL (eds.) (2005): *The World Atlas of Language Structures*. Oxford: Oxford University Press.
- HEINE, BERND / TANIA KUTEVA (2006): *The Changing Languages of Europe*. Oxford: Oxford University Press.
- KALLERGI, HARITIMI (2013): Review of STOLZ, THOMAS / CORNELIA STROH / AINA URDZE: Total Reduplication. *The Areal Linguistics of a Potential Universal*. In: *Linguistics* 51(3), 653–662.
- KIM, YUNI (2012): Review of STOLZ, THOMAS / CORNELIA STROH / AINA URDZE: Total Reduplication. *The Areal Linguistics of a Potential Universal*. In: *Studies in Language* 36 (2), 440–448.
- RUBINO, CARL (2005): Reduplication. In: HASPELMATH, MARTIN / MATTHEW DRYER / BERNARD COMRIE / DAVID GILL (eds.): *The world Atlas of Language Structures*. Oxford: Oxford University Press, 114–117.
- ZRIBI-HERTZ, ANNE (2013): Review of STOLZ, THOMAS / CORNELIA STROH / AINA URDZE: Total Reduplication. *The Areal Linguistics of a Potential Universal*. In: *Language* 89 (2), 375–377.

Buffalo, NY

JEFF GOOD